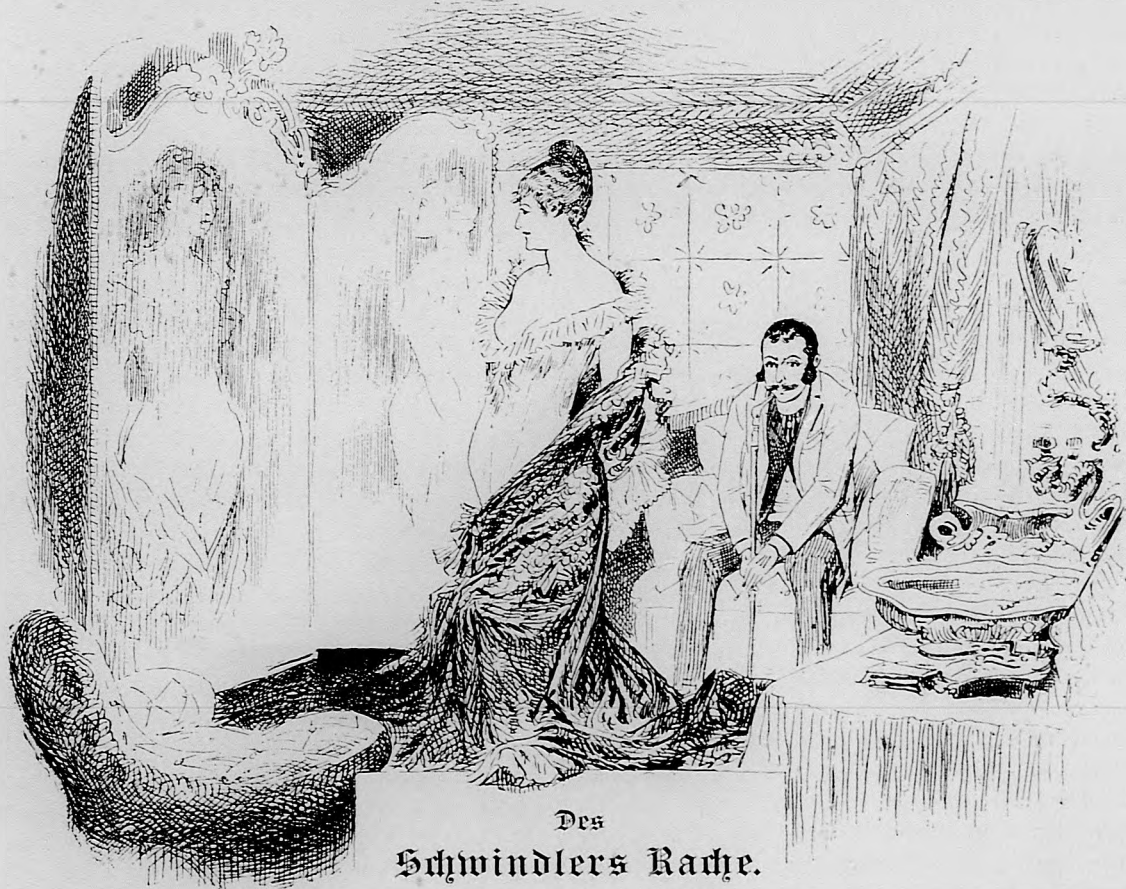




Pikante und heitere  
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Des  
Schwindlers Rache.

Eine Pariser Halbwelt-Geschichte.

Also niemals?

— Das will ich nicht gesagt haben. Ich habe Ihnen meine Bedingung gestellt; diese paßt Ihnen nicht, reden wir daher nicht weiter darüber.

— Dreihundert Louis: das ist viel Geld!

— Sie werden ungezogen. Finden Sie etwa, daß ich so viel nicht werth sei?

— Gewiß, theure Lucie, Sie sind es werth für jeden

Anderen. Aber ich bin halb ruiniert, wie Sie wissen, und daher sind 300 Louis für mich viel Geld.

— Nun, wohl, reden wir nicht mehr davon.

— Im Gegentheil: reden wir davon. Vielleicht gäbe es ein Mittel . . .

— Ah! Sie wollen eine Preisermäßigung? Lieber Freund: Frauen meines Schlages fahren nur mit Reisenden erster Classe. Und nun gehen Sie; ich will mich ankleiden.

— Sie schicken mich im interessantesten Augenblicke fort? Lassen Sie mich doch wenigstens da bleiben! . . .

— Wozu soll Das gut sein?

— Es wird mich über meinen Appetit hinwegtäuschen.

— Im Gegentheil: es wird Ihren Appetit vergrößern. Doch wenn Ihnen Das genügt, ist's mir auch recht. Folgen Sie mir!

Und Lucie Fabry begab sich rubig in das Toilette-Zimmer, auf dem Fuße gefolgt von Cochabamba. Es scheint, daß sie richtiger geurtheilt hatte als er, denn eine Stunde später hatte sich sein Appetit in einen rasenden Hunger verwandelt und er stürzte mit hämmernden Schläfen und glühendem Pulse hinaus, indem er hoffte, die frische Luft werde sein siedendes Blut abkühlen.

Lucie Fabry ist ein Geldweib im unerbittlichsten Sinne des Wortes. „Nehmen und Geben“ ist ihr Wahlspruch, von dem sie nicht abweicht. Ein Verhältniß „aus Liebe“ war ihr fremd. Wenn sie jemals ein Herz oder Sinne gehabt hat, so war dieses lästige Zubehör längst in einem Winkel ihrer eisernen Kasse fest eingeschlossen. „Diese Damen“, die bekanntlich sehr uneigennützig sind, — sie nehmen wohl Geld an, aber man muß doch leben — diese Damen also verachteten aus vollem Herzen Lucie Fabry und beneideten und bewunderten sie zugleich wegen der ganz ausnahmweisen Lage, die sie sich zu schaffen verstanden hatte. Die Eroberung des Baron Moiseberg vollendete ihren Ruhm. Dieser Mensch war ein Geizhals, von empörender Undankbarkeit gegen die Schönen, die ihm ihre Gunst zuwandten; er liebte es, sie mit einigen fragwürdigen Aktien abzulohnen, die früher oder später zum Käsehändler wanderten. Aber man wagte ihm nichts zu sagen, denn er war so unermesslich reich! Und mit diesem Wucherer hatte Lucie so geschickt manövriert, daß sie 200,000 Francs in baarem Gelde von ihm herausgezogen hatte.

Durch diesen Handel mit ihrem Körper hatte Lucie in nicht allzu langer Zeit eine Rente von jährlichen 60,000 Francs erworben, was schon ein ganz artiges Vermögen ist. Es ist sehr schmeichelhaft, der Liebhaber einer so reichen Frau zu sein; und sie läßt sich die Befriedigung dieser Eitelkeit sehr theuer bezahlen. Einer Frau in so unabhängiger Stellung gegenüber kann man nicht so anspruchsvoll sein, wie man es einer armen Anfängerin gegenüber ist. Sie macht von ihren Vortheilen den weitestgehenden Gebrauch. Ihr Leben ist geregelt wie ein Hauptbuch. Vier Lebemänner theilen sich einge-standenermaßen in ihre Gunst; Jeder hat ein Recht auf einen Tag in der Woche; zwei andere Abende sind dem Unvorher-gesehenen vorbehalten; am Sonntag ruht sie, d. h. sie macht die Rechnungen der Woche.

Ihre neueste geniale Idee war, ihrem persönlichen Unternehmen eine Art Leihhaus hinzuzufügen. Wenn einer ihrer

Zufalls-Berehrer die von ihr geforderte Summe nicht schnell aufstreifen konnte, so läßt sie ihn in geschickter Weise an den Geldverleiher weisen. So gewinnt sie doppelt: bei dem Liebhaber und bei dem Geldverleiher. Sie hat das Ideal der Produzenten verwirklicht: den Vermittler zwischen dem Abgeber und dem Abnehmer auszuschließen.

\*

Cochabamba war, wie schon sein Name errathen läßt, ein Schwindler erster Sorte, wenn man so sagen darf. Jemandwo in Uruguay geboren, war er nach Paris gekommen, um sich nach der Art seiner Landsleute hier eines ziemlich bedeutenden Vermögens zu entledigen, das er jenseits des großen Wassers der Himmel allein weiß wie erworben hatte. Was er suchte, war rasch genug erreicht. In weniger denn zwei Jahren war er seine Pflaster los und es blieb ihm knapp so viel übrig, um sich ein Billet für die Rückfahrt nach der Heimath seiner Väter zu kaufen. Und nun wollte ein graufames Verhängniß, daß er am Schlusse der Tage, die ihm noch in Paris gegönnt waren, die Bekanntschaft von Lucie Fabry machte und zu diesem Weibe eine so wahnsinnige Leidenschaft fassete, wie sie nur bei einem südamerikanischen Abenteurer vorzukommen pflegt.

— Dreihundert Louis! hatte Lucie gesagt.

Wo sollte er diese 300 Louis hernehmen? Seine sogenannten Freunde, die seit zwei Jahren gewohnt waren, ihn auf dem größten Fuße leben zu sehen, würden ihm bei dem ersten Pumpversuche sicherlich mit Verachtung den Rücken kehren. Was die Geldverleiher von Profession betrifft, würden sie gewiß einen Aufschub verlangen, würden sich ohne Zweifel über die Goldbergwerke von Cochabamba erkundigen und der Mann aus Uruguay war darüber im Reinen, daß diese Erkundigungen kein günstiges Ergebnis haben würden.

Und Dies währte nun so seit zwei Wochen. Cochabamba hatte die äußerste Vorsicht gebraucht, eine Karte zur Ueberfahrt nach Südamerika zu erwerben. Er lebte schlecht und recht von den wenigen Louis, die er aus dem Schiffbruch gerettet hatte und hoffte auf irgend einen Zufall, der ihm die Mittel bieten würde, Lucies Gunst zu erkaufen. Und er sollte schon binnen zwei Tagen nach Bordeaux abreisen, wenn er das Paketboot nicht veräumen wollte.

Muthlos war er am Morgen zu Lucie gegangen und hatte ihr die Lage auseinandergesetzt, weil er mit einer, bei einem Sohn der Pampas schier unbegreiflichen Raivetät gehofft hatte, sie zu rühren.

Wie die Unterredung der Beiden geendigt, haben wir am Eingang unserer Erzählung gesehen.

In größter Aufregung hatte Cochabamba Lucies Wohnung verlassen. Während der Stunde, die er in ihrem Toilette-Zimmer zugebracht, hatte er manche Dinge gesehen, die in ihm das Verlangen verdoppelten, auch das Uebrige zu sehen und zu besitzen — einen Augenblick wenigstens. Die Begierde und die Wuth über ihre wegwerfende Habgier zeitigten in ihm die Rachegefühle eines Indianers.

Er zermarterte sich den Kopf, wie er die von Lucie geforderten 6000 Francs finden könnte und sann zugleich über seine Rache nach. Doch sein Spaziergang in der freien Luft beruhigte ihn allmählig, wenigstens was das Verlangen nach

der geldgierigen Horizontalen betraf; sein Durst nach Rache hingegen nahm eher zu als ab.

Indem er so nachsann, fiel ihm der Geldverleiher ein, den Lucie ihm bezeichnet hatte. Da sie ihn empfahl, war er sicherlich ein Raubthier wie sie selbst. Er konnte ja immerhin versuchen, vielleicht würde es ihm gelingen. Und allmählig nahm der Gedanke an seine Rache eine immer deutlichere, immer festere Gestalt an. Er eilte zu dem Geldverleiher und stellte sich ihm ohne Umschweife als ein Mann vor, den Lucie Fabry gesendet habe. Der Geldverleiher empfing ihn sehr freundlich, wie man sich wohl denken kann; er kannte übrigens Herrn Cochabamba, da er ihn seit zwei Wochen unaufhörlich in Gesellschaft seiner „Patronin“ gesehen hatte. Er versuchte zwar das Geschäft auf den nächsten Tag zu verschieben, allein Cochabamba parirte den Hieb, indem er Miene machte zurückzutreten. Der Andere fürchtete, ein gutes Geschäft zu verlieren; überdies fragte er sich, weshalb er einem Manne mißtrauen solle, den er mit Lucie vertraulich verkehren gesehen hatte und der ohne Zweifel von ihr gesandt worden war. Er gab denn nach und begnügte sich mit seiner Commissions-Gebühr.

Eine Stunde später empfing Cochabamba die 6000 Francs. Frohen Muthes verließ er seine Wohnung; sein Verlangen nach Lucie war geschwunden; er dachte jetzt an etwas ganz Anderes.

\*

Am folgenden Morgen, zu einer Stunde, da Cochabamba bereits gen Bordeaux rollte, empfing Lucie mit der Visitenkarte des Südamerikaners einen Wagen voll Blumen. Da gab es Blumen von allen Gattungen, Farben und Provenienzen. Und es war der Blumen eine so schwere Menge, daß sie auf allen Seiten aus dem Karren hervorquollen, in schweren Büscheln zu Boden hingen, eine schwankende Pyramide bildeten, die bis zur Höhe des ersten Stockwerkes hinaufreichte. Die Leute liefen zu den Fenstern, um zu schauen, Neugierige rotteten sich auf der Straße zusammen; die Gassenbuben gaben dem Blumenwagen das Geleite und sangen dazu die Marseillaise. Bis der Karren vor Lucies Wohnung ankam, war die Menge dermaßen angeschwollen, daß der Verkehr in der Straße stockte. Als man von dem Karren die duftige Last abladen wollte, gab es einen Galloß des Janhagels: man konnte die Blumen-Pyramide nicht durch die Hausthür schaffen. Der verzweifelte Blumenhändler wußte nicht was er anfangen sollte. Mit Hilfe der Polizei-Agenten, die auf die Zusammenrottung der Menschen herbeigeeilt waren, versuchte er es, die Pyramide schräg anzulegen und so durch die Thür zu schaffen. Doch im schönsten Augenblicke, da man schon durchgedrungen zu sein glaubte, barst die Pyramide; nun gab es keinen Halt mehr, die Blumen füllten die Einfahrt bis zu Manneshöhe. Alle diese Blumen zusammenzulesen, daran war nicht zu denken; man mußte eine Kotte von Straßengelehrten holen, um sie fortzuschaffen.

Lucie war außer sich. Doch der Blumenhändler zuckte die Achsel und sprach:

— Ich kann nichts dafür, Madame; der Herr hat gewünscht, daß ich um 6000 Francs Blumen auflade. Da sind sie.

Am nächsten Sonntag, bei Durchsicht der Wochenrechnungen, begriff Lucie

### Gedankensplitter.

Im Widerspruch mit dem Herzen reden, ist der Zunge leicht, dem Auge schwer.

\*

Zwei gutgekochte tägliche Mahlzeiten erhalten am besten die Liebe.

\*

Wer liebt, verliert oft seine Freiheit unter Lächeln, und wenn er zu lieben aufhört, bekommt er sie meist unter Thränen wieder.

A. de N.

\*

Was ist eine Kokette? Eine Frau, die einen oder mehrere Männer leiden läßt, ohne ihnen etwas zu bewilligen. Was ist ein Mann, der sich Solches gefallen läßt? Ein Dummkopf.

\*

Die Frauen sind unter einander nur in dem Schlimmen einig, das sie von einer andern Frau sagen. Umso merkwürdiger ist es, daß sie es nicht vertragen können, wenn Eine ihres Geschlechtes von einem Manne streng beurtheilt wird.

Alexander Dumas.



### Der Mörder.

Humoreske. Nach Armand Silvestre bearbeitet.

I.

Noch vor zehn Jahren konnte man in dem Städtchen Frohenberg, in der Hauptgasse, wo die besseren Kaufläden zu finden waren und die Honoratioren des Ortes wohnten, über der Thüre eines sauber gehaltenen Häuschens ein in grellen Farben auf eine Platte von Eisenblech gemaltes Bild sehen, das eine Frau in blauem Kleide mit Puffärmeln, mit einer weißen Flügelhaube auf dem Kopfe darstellte, die unter einem riesigen Kohlkopf ein spliternacktes, selig lächelndes Kindlein empfing, das in dieser Weise seinen Einzug in unser irdisches Jammerthal hielt. Darunter stand in großer, etwas verwaschener Schrift zu lesen:

**Anna Engelmeyer**

dipl. Geburtshelferin.

Und in der That: hier hauste die Hebamme Frau Anna Engelmeyer, eine starkgebaute Dame mit einem Anflug von schwarzem Schnurbart auf der Oberlippe, frisch und roth im Gesicht wie ein Apfel, kurz: ganz darnach geschaffen, um in ihrer Zeit den schwächlichen Jünglingen zu gefallen, die vermöge der geheimnißvollen Anziehungskraft der Gegensätze sich stets zu starken Damen hingezogen fühlen. Allein, was Frau Anna betrifft, war das Schwächen und Senzen der Jünglinge rein umsonst. Herr Kaspar Engelmeyer, Lehrgerber seines Zeichens, war ins Grab gestiegen ohne den verhängnißvollen Auswuchs an der Stirne, der so vielen Ehemännern beschieden ist. Denn Frau Anna war eine sehr ehrenhafte Person und in ihrem Handwerk, pardon! in ihrer Kunst von nicht alltäglicher Geschicklichkeit. Sie war denn auch sehr beliebt bei allen Leuten in der Gegend, welchen sie ja zumeist bei ihren ersten Schritten hienieden behilflich gewesen.

Ja, ihr Metier verstand Frau Anna aus dem ff und sie hatte sogar sehr interessante Beobachtungen über die Art und Weise angestellt, wie die Kinder ihr erstes Auftreten im Leben bewerkstelligen und hatte hieraus sehr tief sinnige und überraschende Schlüsse auf ihren künftigen Charakter gezogen.

— Kommt so ein Kleiner mit dem Kopfe voraus, wie ein junger Stier, — pflegte sie zu sagen — so hat man die besten Hoffnungen.

Cornu ferit ille, caveto! (Habt Acht: er wird Hörner tragen.) Das klassische Zitat ist von mir, wohl gemerkt, nicht von ihr. Er wird dem Leben kühn die Stirne bieten und höchst wahrscheinlich ein Hahnrei werden, weil er ein ehrliches, gutes Gemüth haben wird. Die Kinder, die sich entschlossen mit dem Hintern vorstellen, sollen auch nicht streng behandelt, sondern mit geschickter, kunstfertiger Hand umgewendet werden. Diese werden später zumeist ungezogene Leute, die aber in Gesellschaft recht heiter sind und mit den Frauen liebäugeln.

Dagegen hüte man sich vor den Heimtückischen, die von der Seite kommen oder gar ein Bein zum Fenster herausstrecken. Diese sind Schelme, die sich das Gut Anderer aneignen und damit das Weite suchen werden. Noch mehr mißtraue man einem Bengel, der mit ausgestrecktem Arme, als hielte er schon einen Dolch, seinen Einzug hält. Ein Solcher wird sicher ein Mörder, — glücklicherweise sind diese Fälle selten. Das Beste wäre, wenn man könnte, ihn zurückzustechen, woher er gekommen, und den Kasten für immer zu verschließen. Leider gibt es ein dummes Vorurtheil, das die Zurückweisung eines solchen Hallunken verbietet, der später doch nur Böses stiften wird. Immerhin bleibt es eine Pflicht, die Eltern und ihre Freunde vor einem solchen Ankömmling zu warnen.

Dies waren die Ansichten, welche Frau Anna Engelmeyer sich in ihrer vieljährigen Praxis gebildet hatte und welche sie ihren guten Nachbarn zu Frohenberg gern zum Besten gab.

## II.

Frau Anna Engelmeyer besaß ein Töchterlein, das um Vieles schöner war, als die Mama. Nachdem sie in der Schule was Tüchtiges gelernt, hatte ihre Mutter sie zuhause behalten. Franziska war keines jener Mädchen, die zu keiner Ehe kommen, weil die Männer fürchten, sie würden einst der Mutter

gleichem. Sie war blond, hatte einen zierlichen Wuchs, einen feinen Teint, keine Spur von Flaum unter der Nase. Die Bornehmheit, der gute Geschmack war der hervorstechendste Zug ihres Charakters. Sie war es denn auch, die ihre Mutter gezwungen hatte, das gemalte Aushängeschild mit der Scene aus dem Krautgarten zu entfernen und durch eine, an der Hausthür befestigte weißlackirte kleine Tafel zu ersetzen, auf welcher in schöner blauer Farbe ein Amor, aus einem Ei schlüpfend, dargestellt war.

Franziska hatte die Absicht, die Hebammen-Praxis ihrer Mutter zu erben und diese nahm sie mit zu den Kundschaften. Anfänglich zeigte sie ihr, wie man sich bei der Sache zu benehmen habe; später ließ sie sie unter ihrer Aufsicht „arbeiten“, um ihre theoretischen Kenntnisse durch die Praxis zu ergänzen und zu festigen. Und Franziska erwarb sich sehr bald eine große Geschicklichkeit in der Kunst, die Frauen zu entbinden, die gesetzlich oder ungesetzlich „geseht“ hatten. Es waren ihr schon alle „Fälle“ vorgekommen und sie hatte die schwierigsten bewältigt. Bloss der künftige Mörder, der drohend die Faust zum Fenster hinaussteckt, ehe er die Nasenpitze zeigt, war ihr noch unbekannt. Jetzt ließ Frau Anna ihre Tochter allein machen und wartete ruhig im Nachbarzimmer, bis Franziska fertig wäre.

— Du ruffst mich nur in dem Falle, wenn der kleine Kerl sich in einer Weise einstellen würde, daß er mit seinem Arme die Gesellschaft bedroht.

Und sollen wir es gestehen? Die Neugierde ist ja bei den Frauen eine so natürliche Sache! Die liebliche Franziska hatte ein grenzenloses Verlangen, einmal zu sehen, wie Schinderhannes, Kózja Sándor, Franzini und andere Gurgelabschneider ihren Einzug in die Welt gehalten.

## III.

Es ist nunmehr die höchste Zeit, daß ich dem vielgeliebten Leser noch eine andere Persönlichkeit vorführe, die ebenfalls berufen ist, in unserer Geschichte eine Rolle zu spielen. Dies ist Herr Ingomar Lux, der dem Hause der Frau Anna Engelmeyer gerade gegenüber wohnte. Ich muß es von vorn herein sagen, daß Herr Ingomar Lux der Sympathien der Leser und Leserinnen nicht würdig ist. Er gehört eben zu jenen Bengeln, von welchen ich weiter oben gesprochen habe und welche sich zuerst mit ihrer Kehrseite der Welt präsentiren. Er war nicht gerade bössartig, aber er lachte gern auf Kosten Anderer und war daher der Urheber gar manchen bösen Scherzes. Bei dem Regimente, wo er gedient hatte, fürchtete und bewunderte man ihn zugleich für die schlimmen Streiche, die er in den Mannschaftszimmern trieb. Herr Lux hatte einen ziemlichen Dickwanst, war leicht erregbar und sprach gewöhnlich sehr laut, wie Leute, die sich gern über Andere lustig machen, es aber sogleich krumm nehmen, wenn man an ihnen selbst seinen Witz üben will. Im Uebrigen ein sehr gewöhnlicher Mensch und durchaus nicht darnach angethan, einem so lieblichen Wesen, wie Franziska Engelmeyer, Liebe einzusüßen.

Doch da haben wir es wieder einmal mit jener geheimnißvollen Macht der Gegensätze zu thun, von der ich weiter oben gesprochen. Dieser Unhold, Ingomar Lux, verliebte sich wahnsinnig in die Tochter der Hebamme und hatte die Frech-

heit eines Tages bei dieser zu erscheinen und um die Hand Franziska's anzuhalten.

Frau Anna fand, daß die Sache werth sei, erwogen zu werden. Dieser Ingomar hatte Vermögen genug, um seiner Ehefrau eine sorgenlose Existenz zu bereiten. Es war im Ganzen genommen keine zu verachtende Parthie. Allein, Franziska lachte hell auf, als sie die Sache vernahm. Was? diesen ungeschlachten Kümmerl? diesen Sauglöcher? Niemals! Lieber ledig bleiben bis ans Ende ihrer Tage. Und sie lachte und lachte, daß man das Hihhi! hinüber hörte, bis in die Stube des beforrbten Freiers.

Diese unzeitgemäße und unbändige Heiterkeit, auf welche Herr Lux durch gutherzige Nachbarn noch besonders aufmerksam gemacht wurde, versetzte den abgewiesenen Bewerber in nicht geringe Wuth. Er sann sogleich auf Rache, schmiedete die unsinnigsten Pläne, ohne aber Jemandem etwas davon zu verathen. Eine Ausnahme machte er vielleicht mit seinem alten Freunde und Waffenkameraden Schustig, der auf seinem nahen Wirtschaftshofe hauste und den Herr Ingomar zuweilen am Sonntag zu besuchen pflegte.

Frau Engelmeier, die eine gute Seele war, ging einmal hinüber, um Herrn Ingomar in seinem Mißgeschick zu trösten.

— Mein Gott! Die Mädchen sind so launenhaft! sagte sie.

Und sie ließ ihn merken, daß sie selbst gern das Opfer bringen würde, ihre Wittwenhaube abzulegen, wenn Herrn Lux die Mutter ebenso gefallen würde wie die Tochter.

Herr Ingomar that aber, als hörte er nichts; ja er beimesterte sich dermaßen, daß er nicht in ein helles Gelächter ausbrach. Doch sann er unausgesetzt auf Rache.

#### IV.

Es war eine bitterböse Dezembarnacht, schneidig kalt, von Sturm und Schnee durchbraust.

Ogleich an manche Mühsal gewöhnt, fuhr Frau Anna Engelmeier dennoch unmutig auf, als sie in dieser Nacht aus dem Schlafe gestört wurde, um sich in den Gasthof „zum goldenen Bären“ zu begeben und einer eben erst angekommenen Dame in ihren Kindesnöthen beizustehen.

Das war bitter. Der „goldene Bär“ lag am anderen Ende der Stadt.

— Das wird wieder Eine sein, die ihrem Manne Hörener aufgesetzt hat! brummte Frau Engelmeier verdrossen.

Doch sie kannte ihre Pflicht. Brummend verließ sie ihr Lager und weckte Franziska aus dem Schlafe. Diese mußte mit, denn es konnte ja ein „interessanter“ Fall werden. Die neugierige Franziska, die bei dieser geheimnißvollen Entbindung einen kleinen Roman witterte, hüpfte fast fröhlich vom Bett und enthüllte bei dieser Gelegenheit eine Menge hübscher Dinge, die sie fröstelnd und rasch in ihren Gewändern verbarg. Wäre ich ein ungezogener Mensch, wie dieser Herr Ingomar Lux, so würde ich jetzt eine Schilderung dieser Dinge geben, die geeignet wäre, die verderbten Seelen der Wollüstigen zu ergötzen. Doch nein, schon ist Franziska in ihren warmen, gefütterten Mantel gehüllt und verläßt mit ihrer Mutter das Haus, um in dieser unwirthlichen Nacht nach dem „goldenen Bären“ zu eilen.

Ein spärliches Kaminfeuer erwärmt nur schwach das Zimmer im Gasthose. Darin geht ein Mann mit ernster Miene auf und ab. Er hat das ehrwürdige und mürrische Aussehen eines ehemaligen Soldaten. In einem Bette auf wackeligen Füßen liegt unter mehreren Decken vergraben, mit dem Gesichte zur Wand gekehrt, den Kopf in einen Foulard eingehüllt, ein in Schmerzen sich windendes Wesen, das unaufhörlich stöhnt und winselt.

— Da liegt die Unglückliche! spricht der ehemalige Krieger, nach dem Schmerzenslager zeigend. Die Wehen haben schon lange begonnen; beeilen Sie sich, liebste Frau Hebamme!

Frau Engelmeier hat Mantel und Haube abgelegt, doch Franziska kommt ihr zuvor.

— Laß nur mich machen, Mutter! sagt sie.

Frau Engelmeier überläßt denn die Arbeit ihrer Tochter. Diese sucht vor Allem festzustellen, wie weit die Sache gediehen sei; doch kaum hat sie ihre Untersuchung begonnen, als sie erbleicht und erschreckt ausruft:

— Mutter, ein Mörder!

Da bricht ein wahrhaft höllisches Gelächter unter den Bettdecken hervor. Es war der Schelm Ingomar Lux, der sich da als Weib verummumt hatte, um der Hebamme und ihrer Tochter einen Streich zu spielen. Sein Spießgeselle war der niederträchtige Herr Schustig.

— Nun, Frau Engelmeier, fragte der Schändliche, soll ich Ihre Tochter heirathen, oder soll ich die Geschichte erzählen? Wählen Sie!

— Sie sind ein Hallunke! erwiderte die Hebamme mit vieler Würde. Heirathen Sie meine Tochter, wenn sie einwilligt; aber ich werde die Erste sein, die ihr zureden wird, Ihnen untreu zu werden.

Franziska war wüthend, aber sie heirathete den Nachbar, um der Moral gerecht zu werden. Und das Leben ist so drollig! Kaum war sie Frau Lux geworden, als sie ihrem Gatten verzieh. Sie betrog ihn nicht, liebte ihn vielmehr treu und aufrichtig. Sie leben im schönsten Einvernehmen. Diese derben Männer, die gern in gräßlichen Späßen machen, geben oft die besten Chemänner ab . . .

#### Ungarn.

Gastfreundschaft, die schöne Tugend,  
Ist den wackern Ungarn eigen,  
Die dem Alter wie der Jugend  
Froh und höflich sie bezeigen.

Auch die Tapferkeit ist immer  
Aller Magyaren Sache,  
Die sie auf dem Feld, im Zimmer  
Leben stark aus Lieb' und Rache.

Tugend viel ziert Ungarns Söhne,  
Doch die Töchter auch nicht wenig;  
Denn es liebt die Ungarnschöne  
Wie die Türkin heiß und sehlig.

Max Klose.



— Wessen Farben trägst Du, schöner Jockey?  
 — Meine eigenen! Bin der fernste Steeple-chase-Reiter, habe auf sämtlichen Rennplätzen Europa's Preise eingeholt.

## Amerikanisch.

Von Jussuf Efendi.

(Schluß.)

Der Farmer ließ sich nicht stören, sondern sprach:  
 „Sehen Sie, wir Amerikaner sind praktische Geschäftsleute, mit einer ordentlichen Geschäftsführung aber sind Ueber-raschungen unvereinbar. Will man über sein Geschäft den klaren Ueberblick behalten, so gehört vor allen Dingen dazu, daß die ordnungsmäßige Aufeinanderfolge der Ereignisse nicht gestört werde. Fangen wir deshalb einmal in Ihrer Angelegenheit von vorn an. Sie kamen in mein Haus?“

„Ja!“

„Sie verliebten sich in Mary?“

„Ja!“

„Ihre Liebe wurde erwidert.“

„Nein!“

„Wie? Ist ein Kuß nicht der Beweis der Gegenliebe?“

„Also ja!“

„Nun wollten Sie den vollen Genuß Ihrer Liebe haben.“

„Ja!“

„Mary sollte sich mit ihrer Person Ihnen zu Ihrem Genuß zur Verfügung stellen.“

„Ja!“

„Nun, wenn ich von dieser Cigarre einen Genuß haben will, so muß ich mir denselben doch dadurch sichern, daß ich sie rechtlich erwerbe. Andernfalls wäre der Eigenthümer der Cigarre berechtigt, mich im Genuß derselben zu stören. Ist's nicht so?“

„In der That, Sie haben Recht.“

„Nun also, zwischen dem Wunsch zu genießen und dem Genuße selbst liegt eine kleine gesetzliche Formalität: die legale Erwerbung des Genußrechtes. Wie würden Sie einen Menschen nennen, der zu seinem Vortheile Geld verwendet, das ihm nicht gehört?“

„Einen Dieb,“ sagte ich zögernd, mich unter seine unerbittliche Logik beugend.

„So würde ich ihn auch nennen,“ sagte mein Wirth streng. „Aber in dem Hause eines reellen Geschäftsmannes darf so etwas nicht vorkommen. Wird ein solcher Fehltritt begangen, so muß er gesühnt werden. Dazu führt nur ein Weg, nämlich der, die versäumte Erwerbung des Besitzrechtes nachzuholen. Das Anrecht auf Mary, das Sie vorweg beansprucht haben, werden Sie sich dadurch erwerben, daß Sie dieselbe heirathen“ —

„Nimmermehr!“ rief ich aufspringend.

Kaltblütig zog mein Wirth einen Revolver aus der Tasche und sagte, den Hahn spannend:

„Wenn Sie sich weigern, die Ehre meines Hauses auf gesetzlichem Wege wiederherzustellen, so bin ich verpflichtet, ihre Verletzung auf andere Weise zu sühnen. Sind Sie bereit, Mary zu heirathen?“

„Aber ich kann sie ja nicht ernähren,“ warf ich kleinlaut ein.

„Lassen Sie das meine Sorge sein, junger Mann“, sagte mein Wirth, „und antworten Sie mir mit einem deutlichen ja oder nein.“

„Nun, wenn es denn absolut sein muß, dann ja,“ sagte ich fast tonlos.

Mein Wirth spannte den Revolver ab, schüttelte mir die Hand und sagte:

„Ich heiÙe Sie als Mitglied meines Hauses von Herzen willkommen. Vorläufig werden Sie mit Ihrer jungen Gattin in meinem Hause bleiben; an Raum ist kein Mangel, und Ihr bisheriges Zimmer soll noch heute zu einem würdigen Brautgemach hergerichtet werden.“

Darauf reichte auch sein Schwager mir die Hand und gratulirte mir herzlich.

Nun wurde Mary geholt, und ihr, die den Blick nicht vom Boden zu erheben wagte, einfach mitgetheilt, daÙ wir Beide getraut werden sollten. Mit freudestrahlenden Augen slog sie mir jetzt jubelnd an den Hals und küÙte mich, daÙ mir fast der Athem ausging. Es wurde noch ein Glas herbeigeschafft, und wir stieÙen alle vier auf eine lange, glückliche, kinderreiche Ehe an. Als ich trank, kam mir aber der Wein in die unrechte Kehle, und der fürchterliche Stiechhusten, in den ich versiel, hörte erst dadurch auf, daÙ sechs Hände auf meinem Rücken heruntrommelten. Ach, lieber Freund, ich war mehr todt als lebendig. Willenlos lieÙ ich Alles über mich ergehen, und wie ein böses Traumbild schwebt mir heute die ganze Geschichte vor der Seele. Ein Bote wurde mit zwei Pferden nach dem Richter gesandt, ein zweiter galoppirte mit der Kutsche nach dem Geistlichen, ein Dritter sprengte nach der Stadt, um die nöthigen Einkäufe zu besorgen. Meine Braut hatte vollauf in der Wirthschaft zu thun, der Schwager meines Wirthes hatte es übernommen, Alles zu arrangiren, und mein Wirth selbst leistete mir Gesellschaft.

Ach, ich hätte weinen mögen vor Wuth und Scham. Also dazu war ich nach Amerika gereist, um schließlich ein armes, ungebildetes Frauenzimmer aus niederstem Stande, Gott weiß, welcher Herkunft, als Gattin heimzuführen! Ich dachte an Flucht. Aber mein Wirth dachte wahrscheinlich auch daran, denn er lieÙ mich keinen Augenblick allein. Völlig rath- und hilflos ergab ich mich schließlich resignirt in mein Schicksal.

Mary aber schwamm in Seligkeit. Der Richter und der Geistliche hatten mit großer Würde ihres Amtes gewaltet und blieben zum Hochzeitschmause auf der Farm. Das Arrangement war vortrefflich, Küche und Keller leisteten Vorzügliches, und man mußte meiner Frau die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daÙ sie eine exquisite Köchin war. Wir freilich mundete kein Bissen, und das fortwährende Zureden meiner Frau lehnte ich mit dem Bemerken ab, daÙ ich vor Aufregung nicht essen könnte. Sie lächelte schelmisch. Dagegen hätte ich trinken mögen, trinken bis zur Bewußtlosigkeit. Aber Mary wußte mich mit großer Geschicklichkeit am Trinken zu hindern, und schließlich sagte ich mir selbst, daÙ es für meine Lage am zweckmäßigsten sei, mir einen möglichst klaren Verstand zu sichern. Die anderen Männer dagegen sofften ganz kannibalisch und ich konnte kaum meine Verwunderung darüber unterdrücken, daÙ der Geistliche ein so haarträubendes Gefälle hatte. Beim Richter wunderte ich mich weniger darüber.

Endlich sagte mein Wirth:

„Es ist Zeit, daÙ wir das junge Paar zu Bett geleiten, sie haben lange genug schmachten müssen.“

Der Wirth und sein Schwager ergriffen darauf Herzen und geleiteten uns, nachdem wir uns beim Richter und Pfarrer



- Arabella, Du bist so leicht wie ä Flieg.
- Gelt, Du gibst mir hundert Mark?
- Steig herunter Arabella, Du bist mer zu schwer.

dankend verabschiedet hatten, nach dem wirklich ganz reizend hergerichteten Brautgemach. Sie wünschten uns viel Vergnügen und schlossen die Thür von außen ab.

So, nun waren wir allein. Ich sank in einen Sessel und verfiel in dumpfes Brüten. Von unten ertönte Lärm und Gelächter der Zecher. Mary begann sich zu entkleiden, aber ich achtete nicht auf sie. Wie hatte ich nicht um ihre Liebe gefleht, und jetzt, wo sie mir ganz zu eigen war, widerte sie mich an. Ich dachte an meine Eltern, an meine Freunde. Lieben, lieben, war mein einziger Wunsch. Aber die Thür war verschlossen und die Fenster zu hoch, um einen Sprung wagen zu können. Ich mußte bleiben, bleiben bei diesem Wesen, das ich verabscheute, und das sich meine rechtmäßig angetraute Gattin nannte. Und was konnte das arme Ding denn dafür? Ich blickte nach ihr hin. Sie lag im Bett und guckte mit ihren schönen großen Augen, die vor Liebeslust blühten, sehnsüchtig nach mir hin. Was hätte ich vor vierundzwanzig Stunden in dieser Lage gethan! Und jetzt, nein, es war unmöglich. Meine Liebesgluth war gründlich abgekühlt. Ich vermochte sie nicht zu berühren. Nein!

Mein Freund schien bei der Erinnerung an seine Brautnacht von einem Fieberfrost geschüttelt zu werden und machte eine Pause.

„Ich weiß nicht,“ sagte ich nachdenklich, „ob ich nicht an Deiner Stelle ebenso gehandelt hätte.“

„Ich danke Dir für diesen Trost,“ fuhr mein Freund sichtlich erleichtert fort, „denn ich könnte mir heute wegen meiner Dummheit die Haare ausraufen. Also, um wieder in das Brautgemach zurückzukehren, trotz der ermunternden Blicke meiner jungen Frau war ich unfähig, mich vom Plage zu rühren.“

„Gustav!“ sagt sie endlich, „willst Du Dich nicht zu Bette legen?“

„Ich weiß nicht,“ erwidere ich, „mir ist nicht recht wohl.“ Dabei wischte ich mir den kalten Schweiß von der Stirne.

„Ach, mein armes Männchen, komm zu mir, in meinen Armen wird Dir wieder besser werden,“ lockt sie schmeichelnd.

„Nein, ich danke!“ antworte ich, mit einem Tone, der weit bitterer klang als ich beabsichtigte.

Mary fing an zu weinen.

„Wie, Du willst nicht zu mir kommen? Ach, Gustav, Du bist so eigenthümlich, o, Du hast mich gar nicht lieb! Wie bist Du mir immer nachgelaufen und hast mich besitzen wollen, und wie ich nicht wollte, hast Du es sogar mit Gewalt versucht, und jetzt, wo ich Dir ganz gehöre, bist Du so kalt. Ach, bitte, komm doch Gustav!“

Mir war gar seltsam zu Muth. Einestheils that mir das arme Ding von Herzen leid, anderntheils aber war ich völlig außer Stande, ihr zu helfen. Als Mary die Fruchtlosigkeit ihrer Bitten sah, wurde sie zornig.

„Was?“ rief sie, „als Du nicht solltest, da wolltest Du, und wie Du sollst, da willst Du nicht! Früher durste ich nicht gestatten, aber jetzt habe ich das Recht zu fordern! Komm her,“ fügte sie sanfter hinzu, indem sie aus dem Bette stieg, zu mir trat und mich zu streicheln begann, „sei mein braves Männchen.“ Dabei begann sie, mir den Rock auszugiehen. Als ich aber immer noch keine Miene machte, ihr entgegenzukommen, da zog sie plötzlich die Stirn in finstere Falten,

mit einem gewaltigen Ruck riß sie mich vom Stuhle empor, zerriete mir die Weste auseinander, daß die Knöpfe umherflogen, und während sie mir gewaltsam die Kleider vom Leibe riß, schalt sie mich einen Lumpen, einen Taugenichts, einen Verführer, und was weiß ich alles. Ehe ich mich recht versah, hatte ich weiter nichts mehr als das Hemd auf dem Leibe. Nun aber wehrte ich mich allen Ernstes gegen weitere Eingriffe in meine Toilette und versuchte das rasende Weib mir vom Leibe zu halten. Aber da kam ich schon an.

„Schwächling, erbärmlicher, pfi!“ schrie sie, warf mich auf das Bett und fing an mit beiden Fäusten meine Rückseite derartig zu bearbeiten, daß ich laut um Hilfe rief. Da knarrte auch schon das Schloß an der Thür und herein stürmte mein Wirth sammt seinem Schwager und den beiden Gästen, und alle Vier brachen in ein wieherndes Gelächter aus, als sie diese sonderbare eheliche Scene betrachteten. Glücklicherweise aber siegte bei Mary die Scham über die Wuth, und sie versteckte sich vor den cynischen Blicken der Männer. Ich aber, kaum losgelassen, sprang auf, raste bei den noch immer wiehernden Männern vorbei die Treppe hinunter, zum Hause hinaus und ins Freie, immer weiter, weiter, indeß mein Hemd im kühlen Nachwind wie eine weiße Fahne flatterte.

Ob ich verfolgt wurde, ich weiß es nicht. Halbtodt erreichte ich ein Wirthshaus, wo ich Kleider erhielt, und ohne den geringsten Aufenthalt floh ich, wie von Furien gepöbelt nach Deutschland. Hier war es meine erste Aufgabe, mich von meiner aufgezwungenen Gattin scheiden zu lassen. Ich zog einen renommirten Rechtsanwalt zu Rathe. Er empfahl mir, mich zunächst an meinen früheren Wirth zu wenden, um auf gültlichem Wege die Scheidung zu versuchen, und wenn dies nicht gelingen sollte, dann wenigstens die meine Trauung bestätigenden Papiere zu erhalten. Heute nun bekam ich endlich die Antwort. Da lies!“ Mit diesen Worten reichte mir mein Freund einen Brief. Er lautete: Junger Mann, machen Sie sich um Ihre Ehe weiter keine Sorgen. Wir haben uns nur einen kleinen Jux gemacht. Seitdem Sie Mary mit Ihren Anträgen verfolgten, war mit dem Frauenzimmer nichts mehr anzufangen. Ich nahm sie ins Gebet und erfuhr, daß sie sich einbildete, Sie würden sie heirathen. Ich suchte sie über Ihre wahren Absichten aufzuklären, sie aber blieb bei ihrer Ueberzeugung. Da es immer schlimmer wurde und das liebestolle Frauenzimmer die Wirthschaft vernachlässigte, beschloß ich der Sache ein Ende und der Mary und Ihnen eine kleine Freude zu machen. Ich versprach Mary, Sie zur Ehe zu veranlassen, wenn sie durch Sie compromittirt würde. Zu diesem Zwecke wurde die Geschichte mit dem zerbrochenen Kommodenfuß in Scene gesetzt, und dabei der Leim präparirt, auf den Sie glücklich gingen. Richter und Pfarrer waren ein Paar Geschäftsfreunde von mir, die in den Jux eingeweiht waren. Ich dachte, wenn Mary ihr Vergnügen gehabt hat, wird sie wieder vernünftig werden, und Ihnen wünschte ich das Bißchen Angst als Strafe, weil Sie das Gastrecht hinter meinem Rücken zu mißbrauchen gedachten. Daß Sie aber solch' ein Esel sein würden, und dem armen Frauenzimmer das Bißchen eheliche Freude verderben würden, daran habe ich nicht gedacht. Einem praktischen Amerikaner wäre das nicht passiert. Mit Handschlag Ihr u. s. w.



Gut davon gekommen.

Hänschen sitzt bei Tisch, an dem eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Beim Nachtisch, wie er sich eben so weit wie möglich hinüber beugt, um ein Stück Kuchen zu erlangen, passiert ihm das kleine Malheur, daß ihm . . . ein knatterndes Geräusch entchlüpft. Erschreckt zieht sich Hänschen auf seinen Stuhl zurück, denn er weiß, was er bei derartigen Gelegenheiten zu erwarten hat. Sein Papa, um die Situation zu retten, beeilt sich zu seinen Nachbarn zu sagen: „es war der Stuhl, der gekracht hat.“

„Welches Glück,“ ruft Hänschen strahlend, „ich glaubte, ich sei's gewesen.“

R. G.

\*

Immer langsam voran.

Nach beendeter Trauung, der eine sehr große Versammlung beivohnte, bewegt sich die Versammlung nach der Sacristei und da man nur ungemein langsam vorwärts kommt, meint Bergmann zu seinem Nachbar:

„Wenn dies so fort geht, kommen wir zur Taufe an!“

R. G.

\*

Unsere Dienstboten.

Hausfrau: „Rosa, wer war der Mann, mit dem Sie gestern Abend unter der Hausthür standen?“

Dienstmädchen: „Madame, der bringt mir die Anfangsgründe in der Liebe bei!“

\*

Begreiflicher Wunsch.

Friseur: „Soll ich Ihnen den Scheitel in die Mitte machen?“

Herr: „Ja! Aber möglichst — geräuschlos!“

\*

Was ihm fehlt.

A.: „Ich weiß nicht, mir ist es immer, als fehlte mir etwas Gewohntes!“

B.: „Ich weiß, was das ist! Ich muß Dich mal wieder um 20 Mark anpumpen!“

\*

Von der Straße.

Eine sehr dicke, ganz in Feltwerk eingehüllte Horizontale läßt bei der Ablohnung des Fiaters ein Goldstück zu Boden fallen. Ein Gassenjunge, der eben vorüber kommt, beobachtet die vergeblichen Anstrengungen, welche die Dicke macht, um das Goldstück aufzuheben. Endlich vermag er nicht länger an sich zu halten und ruft:

— Ei, man sieht wohl, daß sie nicht gewohnt ist, sich zu bücken, um Goldstücke zu sammeln, sondern mehr zu liegen.

\*

Aus Künstlerkreisen.

Der geschätzte Musikünstler M . . . i in Berlin hat sich jüngst ein Pferd angeschafft und macht Reitübungen. Seine Freunde sind darob nicht wenig erstaunt und erheitert.

— Was soll Das bedeuten? fragt einer derselben.

— Mein Gott, die Musik wirft ihm eben nicht genug ab, meint ein Spaßvogel.

\*

Nur stolz.

Ein Kreispräfect bereist seinen Amtssprengel und besucht unter anderen eine kleine Dorfschule.

— Sie sind ein musterhafter Bürgermeister, sagt er zu dem ihn begleitenden Ortsvorstande; die Kinder sind lauter stramme Jungen, werden prächtige Soldaten geben.

Da wirft der Bürgermeister sich in die Brust und erwidert:

— Und wenn ich bedenke, Herr Präfect, daß sie fast alle von mir sind! . . .

### Zu viel!

Das war wohl die rechte Stelle,  
Wohin sie mich beschied,  
Zum Wald, bei der Mondeshelle,  
Beim Nachtigallenlied!

So recht zum Liebesgeklüster,  
Zum Kosen anserdacht,  
Im dämmernden Waldesdüster,  
In träumender Sommernacht.

Von fern künft der Glocke Mahnung  
— Die Stunde zum Stelldichein —  
Es spricht eine heimliche Ahnung,  
Daß sie wird pünktlich sein . . .

Da rauscht es zwischen den Bäumen,  
Da schimmert ein helles Kleid,  
Und wie umfangen von Träumen,  
Erblick' ich die herrliche Maid!

Ich sehe den Himmel liegen  
Offen in ihrem Blick  
Und trinke in vollen Zügen  
Unendliches Liebesglück . . .

Wie fühl' ich mich beselig —  
Dann kam's als wie ein Traum:  
Verliebt — verlobt — — verheh'licht — — —  
Das Glück ertrag' ich kaum! . . .

Ignaz Pauer.

## Die schöne Luciole. (28)

Roman von Charles Aubert.

Die Negerin eilte aus dem Hause.

Während der nächsten Viertelstunde konnte Frigoulet sich immer mehr überzeugen, daß der Verstand des Alten vollständig geschwunden sei.

— Sie sollen nicht so da sitzen, gnädiger Herr! Sie müssen gehen, Bewegung machen. Auf! erheben Sie sich!

— Er . . . he . . . ben . . . blökte der Alte in einer erbarmungswürdigen Weise.

Der Bursche sagte ihm bei den Armen und zog ihn in die Höhe. Doch der Alte sank in die Kniee; dabei stammelte er fortwährend unverständliches Zeug.

Entsetzt und trostlos setzte Frigoulet den Alten wieder in seinen Lehnstuhl und begann ihn tieftraurig zu betrachten.

Endlich kam Aghara in Begleitung eines Arztes zurück. Der Letztere untersuchte den Kranken, machte dieselben Versuche, wie vorher Frigoulet, mit demselben Ergebnisse, wie Jener.

Nach Verlauf von fünf Minuten war der Arzt mit seinem Urtheil fertig. Er schüttelte den Kopf und sprach:

— Da ist keine Hoffnung mehr. Es ist ein Gehirnschlag. Der Kranke hat kaum mehr vierundzwanzig Stunden zu leben.

— Wollen Sie ihm nicht etwas verordnen? fragte Frigoulet.

— Es wäre unnütz; die ärztliche Kunst vermag in diesem Falle nichts. Doch holen Sie mich, wenn eine Aenderung in dem Zustande des Kranken eintreten sollte.

Nachdem der Arzt fort war, entkleideten Frigoulet und Aghara den Alten und brachten ihn zu Bette. Er verharrte in seiner Willenlosigkeit und ließ Alles mit sich machen. Frigoulet, der tief ergriffen war, nahm am Kopfende des Bettes Platz.

Gegen fünf Uhr ward draußen geläutet. Die Negerin ging hinaus, um die Thür zu öffnen.

Es war Justin von Firminy, der gekommen war, um sich nach dem Befinden des Grafen von Puymeras zu erkundigen.

Die Schwarze erklärte ihm, so gut sie konnte, was seit drei Tagen sich ereignet und was der Arzt gesagt hatte. Dann begann sie zu weinen.

Auch Justin drückte heuchlerisch das Taschentuch vor die Augen, weigerte sich aber, in das Zimmer des Kranken einzugehen.

— Ich will den Kranken nicht stören, sagte er.

Die Wahrheit war die, daß es ihm widerstrebte, sich seinem Opfer gegenüber zu befinden.

Er begab sich zu dem Baron zurück, der in einem Fiaker an einer Straßenecke wartete.

— Nun, wie ist's? rief ihm dieser entgegen.

— Alles geht gut, sagte Justin; der kleine Höckermann hat uns nicht betrogen; die Dinge geschehen genau so, wie er es uns vorausgesagt hat.

Der Graf von Puymeras ward sichtlich schwächer. Gegen acht Uhr Abends wurden seine Bewegungen immer seltener und immer unbeholfener. Von Mitternacht ab machte er

überhaupt keine Bewegung mehr; er schien in voller Auflösung zu sein. Die Unterlippe hing noch immer herab, aber das Lächeln war verschwunden. Seit mehreren Stunden hatte er keinen Laut hervorgebracht. In seinem Antlitz aber war keine Spur eines Leides wahrnehmbar. Man hätte glauben mögen, daß er schlafe, hätte er nicht von Zeit zu Zeit die Augen geöffnet, um sie sogleich wieder zu schließen. Sein Athem war ruhig, aber immer schwächer.

Dieser Zustand währte bis sechs Uhr Morgens; um diese Stunde athmete der Kranke kaum mehr wahrnehmbar. Seine Extremitäten waren eiskalt, der ganze Körper fühlte mehr und mehr aus, die Glieder wurden starr. Seit fünf Uhr hatte der Kranke auch die Augen nicht mehr geöffnet.

Kurz vor sieben Uhr hoben sich die Augenlider und fielen nicht wieder herab.

Frigoulet bemerkte, daß der Athem aufgehört hatte.

Um halb acht Uhr kam der Arzt. Er betrachtete den Alten einen Augenblick.

— Er ist todt! sagte er dann, zu Frigoulet gewendet.

## XII.

### Das Begräbniß.

Am Sonntag Morgens war der alte Graf Puymeras gestorben. Am darauf folgenden Dienstag war die ganze Straße in Aufruhr und es gab allerlei Bemerkungen in der Menge.

— Die reichen Leute sind doch glücklich, daß sie sich solch' prächtige Leichenfeier gönnen dürfen!

— Und erst die Erben! . . . Es scheint, der Alte habe mehrere Millionen hinterlassen.

— Wie? war der Mann so reich?

— Ja, ich hörte, er habe 20—25 Millionen besessen.

— Oh, warum nicht gleich eine Milliarde?

— Bah, Das hat ihn nicht gehindert zu sterben, meinte philosophisch ein Arbeiter.

Jetzt ward der Sarg herausgebracht und auf den prächtigen Leichenwagen gehoben. Hinterher kamen einige Personen aus dem Sterbehause.

— Oh, schaut die Beiden da, die in den Wagen steigen, es sind sicherlich die Erben.

— Wie? nicht mehr als zwei Wagen?

— Es scheint, daß der Alte nicht viel Bekanntschaft hatte.

In der That standen nur zwei Wagen bereit; in dem ersten hatten die Brüder Firminy, in dem zweiten Frigoulet und die Negerin, Rodion und die Sorgue Platz genommen. In dem Augenblicke, als der Leichenwagen sich in Bewegung setzte, kamen noch zwei Fiaker an, die längs des Trottoirs Aufstellung nahmen. Als der Wagen, in welchem die Brüder Firminy saßen, an dem ersten Fiaker vorbeikam, ließ ein unterdrückter Schrei sich vernehmen. Doch die Brüder wandten den Kopf nicht um, sie hatten nichts gehört.

Beim zweiten Fiaker hatte ein Mann den Kopf zum Fenster hinausgestreckt, um die Leute zu sehen, die dem Leichenzuge folgten. Plötzlich machte dieser Mann eine Geberde der Ueberraschung.

— Frigoulet! rief er.

— Schau, das ist Chambardas! war die Antwort.

— Steig' doch aus, ich habe mit Dir zu reden.

Während die neugierige Menge sich verlieh, hielten die beiden Fiaker vor dem anstoßenden Hause, wo die Mageren gewohnt hatten. Bald kam auch Frigoulet.

— Können die beiden Firminy uns nicht sehen? fragte Chambardas.

— Das ist nicht zu besorgen, erwiderte der lange Bursche; sie haben andere Dinge im Kopfe.

— Nun, dann wollen wir aussteigen! rief Chambardas, indem er auf das Trottoir sprang.

Ihm folgte Diana, die sogleich zum andern Wagen eilte.

— Sie können aussteigen, sprach sie; der Leichenzug hat sich entfernt.

Nun konnte man die arme Juliette, vor Schrecken zitternd, bleich und herabgekommen, aus dem Wagen steigen sehen. Ihr folgte René, der sich ebenfalls in einem kläglichen Zustande befand. Und endlich Madeleine, die sogleich ins Haus eilte, wohin die Uebrigen ihr folgten.

Eine Minute später waren Alle in dem Zimmerchen vereinigt, das die Nähterin bewohnte.

Juliette sank schier bewußtlos in einen Lehnstuhl.

— Oh, mein Gott! welche Angst hatte ich! rief sie. Sind Sie auch sicher, daß mein Mann uns nicht gesehen habe?

— Ich bin dessen sicher, sagte Chambardas; er hat nicht den Kopf nach unserer Seite gewandt.

Die drei jungen Frauen zogen sich in die anstoßende Schlafkammer Madeleines zurück.

— Der Herr ist ohne Zweifel der Bruder des Fräuleins Madeleine? fragte Frigoulet, sich an René wendend.

— Ja, mein Herr.

— Ich bin sehr froh, Sie hier zu sehen. Ihre Abwesenheit hat Ihrer Schwester große Besorgnisse verursacht.

— Ich war in der That in nicht geringer Gefahr, und wenn ich jetzt hier bin, so habe ich es nur Herrn Chambardas zu danken, der sein Leben auf das Spiel gesetzt hat, um Frau Juliette und mich zu retten.

— Wirklich?

— Denken Sie sich: dieser Justin von Firminy ließ uns seine Frau und mich, in den Kellern des Schlosses einsperren.

— In den Kellern?

— Ja, in abföhrlichen unterirdischen Gefängnissen. Ein wenig Stroh bildete unser Lager; die Nahrung ward uns von unserem Kerkermeister durch ein vergittertes Luftloch zugeworfen.

— Und konnten Sie mit Frau von Firminy verkehren?

— Sehr wenig. Wohl befand sie sich in dem anstoßenden Keller; allein die Mauern sind dermaßen dick, daß wir uns nur durch Schläge an die Thür verständigen konnten. Und wenn ich denke, daß diese Marter eine Woche gedauert hat, erfaßt mich eine solche Wuth gegen diesen schändlichen Justin Firminy. . . Doch ich will Rache an ihm nehmen! . . .

— Wie haben aber Chambardas und Ihre Schwester Sie finden können?

— Ich hatte in meinem Gefängniß so lange herumgeschickt, bis ich einen alten Nagel fand. Nach zweitägiger Anstrengung und Geduld gelang es mir, diesen Nagel in der Mauer festzumachen. Mit Hilfe dessen konnte ich mich bis zu dem Luftloch erheben. Da verbrachte ich nun ganze Tage, in der Hoffnung, daß sich eine günstige Gelegenheit darbieten

würde. Allein jener Theil des Parkes war völlig verödet und schon wollte ich verzweifeln, als ich eines Morgens Herrn Chambardas erblickte, der etwas zu suchen schien.

— Das war ein Glück! . . .

— Jawohl! rief Chambardas. Das Herz schlug mir heftig, als ich Herrn René sah, der durch die Oeffnungen des Eisengitters sein Taschentuch flattern ließ. Als die Nacht anbrach, kam ich mit Seilen und Stricken wieder und nach einigen Stunden angestrengter Arbeit waren die Gefangenen befreit.

— Müßten denn wirklich nur die Schufte Glück haben! rief Frigoulet, die Hände zusammenschlagend. Jetzt werden die beiden Firminy ihren Vetter beerben.

— Wie? sie werden erben? fragte René lebhaft.

— Ich glaube wohl; es entfallen auf Jeden mehrere Millionen.

— Wer wurde denn da begraben? fragte Chambardas.

— Ach, es war das Leichenbegängniß des armen Herrn Jaques.

— Wie? der Verstorbene hieß Jaques? fragte René vor Aufregung zitternd.

— Ja; so hieß er im Stadtviertel; doch sein wahrer Name war Graf von Puyméras.

— Und er besaß Millionen?

— Ja, zwölf Millionen mindestens.

— Und die Brüder Firminy sind seine Vettern?

— Es scheint so, da sie ihn beerben. Gestern waren sie mit dem Notar gekommen, bei welchem der Alte seine Werthe hinterlegt hat.

— Oh, die Banditen! rief René; sie haben ihren Streich ausgeführt, ehe ich ihn verhindern konnte.

— Was denn? welchen Streich?

— Ach, was ich Ihnen sagen will, wird Ihnen unsinnig scheinen, sagte der junge Mann. Aber die Geschichte ist so abenteuerlich, so außergewöhnlich, daß Sie sicherlich meine Verwirrung theilen werden, wenn Sie die Ursache erfahren.

— Erklären Sie sich!

— Ich werde sogleich wissen, woran ich mich zu halten habe. Haben Sie in den letzten Tagen den Grafen von Puyméras gesehen?

— Ja, alle Tage.

— Er ist wahrscheinlich vorgestern gestorben?

— Ja, Sonntag Morgens, an einer höchst seltsamen Krankheit.

— Ich werde Ihnen diese Krankheit schildern und Sie werden mir dann sagen, ob ich im Irrthum sei. Haben Sie den Grafen am Mittwoch gesehen?

— Ja.

— War er geistig und leiblich gesund?

— Ja.

— Am Donnerstag haben Sie vielleicht eine gewisse Schwäche an ihm wahrgenommen und die Bemerkung gemacht, daß seine Gedanken nicht ganz klar seien?

— Richtig.

— Am Freitag müssen Gedächtniß und Willen ihm völlig geschwunden sein; Sie müssen ihn gleichgiltig und schlaff gefunden haben?

— Alldies stimmt genau; wie können Sie es wissen?

— Am Samstag hatte er die Verstandeskräfte und die Sprache völlig eingebüßt?

— Es ist richtig! rief Frigonlet erstaunt.

— Dann ist er, ohne jeden Schmerz, immer schlaffer, immer kälter geworden und hat allmählig das Aussehen einer Leiche angenommen?

— Wahr . . . wahr! und am Sonntag Morgens starb er.

— Nein.

— Wie? der Graf von Pyméras wäre nicht gestorben?

Frigonlet und Chambardas schauten einander erstaunt an.

— Ich sage Ihnen, er ist nicht todt! rief René. Heute Nacht werden wir ihn ausgraben und zum Leben erwecken, damit er die Brüder Firminy verderbe.

— Er ist verrückt, sagte Chambardas in tiefer Niedergeschlagenheit.

— Ich werde einen Arzt holen, flüsterte Frigonlet theilnahmsvoll.

René lächelte.

— Ehe Sie den Arzt holen, sprach er, hören Sie mich zu Ende. Sie sollen dann noch mehr verwundert sein. — Der Graf ist vergiftet worden!

— Vergiftet?

— Ja, durch die Brüder Firminy.

— In der That, sagte Frigonlet, die Negerin hat mir erzählt, daß sie in den letzten Tagen wiederholt da waren.

— In allen Fällen ist der Graf todt, fügte Chambardas hinzu.

— Nein, er ist nicht todt! Hören Sie nur weiter. Sie wissen nicht, daß ich mich in weiblicher Verkleidung in das Haus des Justiu Firminy einzuführen gewußt habe und daß dieser mich seiner jungen Frau als Kammerzofe beigezellt hat?

— Ei, Das ist spaßig! rief Frigonlet.

— Der Baron kam mit zwei Männern nach Schloß Arpajon. Der eine dieser zwei Männer war ein Alter, Namens Glimard. Er war gekommen, um zu melden, daß er die gefälschten Todtenscheine der Gemahlin und des Sohnes des Grafen von Pyméras gebracht habe.

— Ah!

— Man muß demnach annehmen, daß diese Frau und dieser Sohn nicht todt seien. Die Brüder Firminy brauchten die gefälschten Todtenscheine, um die Erben des alten Grafen zu werden.

— Oh, ich fange an zu begreifen! rief Frigonlet.

— Der andere Mann brachte Gift. Es war der Bruder des Fälschers: Silvius Glimard.

— Silvius? rief Frigonlet.

— Ein kleiner Budfliger? fragte Chambardas.

— Wie? Sie kennen ihn? rief René erstaunt.

— Ja, ja; fahren Sie fort!

— Dieser Silvius kam, um Gifte anzubieten. Eines dieser Gifte hatte merkwürdige Eigenschaften, die der kleine Zwerg sehr genau beschrieb. „Mein Gift tödtet nicht“ — sagte er — „es paralysirt nur die Funktionen des Lebens und gibt Demjenigen, der davon getrunken, den Schein eines Todten,

so sehr, daß selbst die Aerzte getäuscht werden. Der Scheintodte stirbt erst einige Zeit nach seiner Beerdigung; man kann ihm das Leben wiedergeben, wenn man die Mittel anwendet, die bei Ertrunkenen angewendet werden.“

### Eine Nacht bei den Todten.

Es war ungefähr ein Uhr Morgens. Der Mond war hinter dichtem, schwarzem Gewölk verborgen, das ein heftiger Nordost rasch zusammengeballt hatte. Die Umgebung des Kirchhofes von Saint-Duen schien völlig verödet zu sein. Und doch hätte Einer, der zu dieser späten Stunde hier vorbeigekommen wäre, mit Benruhmung einen Mann wahrnehmen können, der am Fuße der Mauer, die den Kirchhof umgab, hin- und herging. Dieser Mann blieb von Zeit zu Zeit stehen und hob den Kopf, wie um zu lauschen.

Endlich richtete sich auf der anderen Seite der Mauer Jemand langsam auf und ließ einen Ruf vernehmen, um die Aufmerksamkeit der bereits erwähnten Persönlichkeit auf sich zu lenken.

— Herr René, kann man herabsteigen? fragte der Mann auf der Mauer.

— Ja; Niemand ist in der Nähe. Ist's gelungen?

— Durchaus gelungen.

Sogleich tauchte neben diesem Manne noch ein zweiter auf, und indem sie irgend einen schweren Gegenstand in die Höhe hoben, schlangen sie sich rittlings auf den Kamm der Mauer.

So viel man bei dem matten Scheine eines Mondstrahls, der unter dem Gewölk einen Augenblick hervorbrach, sehen konnte, war die Last der beiden Männer ein in ein Laken gehüllter Leichnam. Jetzt tauchte hinter den beiden Männern auf der Mauer noch ein vierter auf; dieser zog eine Leiter an sich, die ihm und seinen Genossen zum Aufstieg gedient hatte und ließ sie jetzt auf der äußeren Seite der Mauer hinabgleiten.

Der Abstieg der drei Nachtgestalten vollzog sich ohne jeden Zwischenfall.

— Uff! der Alte ist aber schwer! sagte Frigonlet, der zuerst den Boden betrat.

— Ist Alles gut gegangen? fragte René.

— Ja, die Gruft war nicht geschlossen. Wir haben den Sarg mit Erde gefüllt, so daß man die Fortschaffung des Todten nicht bemerken wird. Aber ich fürchte, daß wir es mit einem wirklichen Todten zu thun haben. Sehen Sie nur, wie kalt und star er ist.

— Thut nichts! versuchen wir es immerhin, sagte René, seinen Mantel auf den Todten breitend.

Die beiden anderen Männer waren Chambardas und Rodion.

— Vorwärts, machen wir, daß wir fortkommen! sagte Letzterer, indem er den Leichnam, der kein anderer, als der des alten Grafen von Pyméras war, in die Arme nahm.

— Frigonlet, lauf voraus und öffne die Thür des Hauses! gebot er.

(Fortsetzung folgt.)